

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 287.

Donnerstag, 9. Dezember.

1915.

(85. Fortsetzung.)

## Der Orgel-Anger.

Roman von Ebba Rüst.

(Nachdruck verboten.)

Dina mußte eine Sekunde lang die Augen schließen; sie beugte sich schnell über ihre Schwiegermutter und küßte sie auf den grauen Scheitel. „Mutterchen, laß doch die Leute reden, Vater auch. Du kennst ja seine Art, er meint es nicht alles so.“

„Meint er nicht? Wozu betäubt er sich denn selber? Meinst du, ich glaube an die Nervenschmerzen? Das Morphinum, mit dem er sich langsam umbringt, soll ihm die Gedanken nehmen, wenn die schlaflosen Nächte ihm Teufeleien vorspielen — ach Kinder, ich mag es ja selber nicht glauben, aber ich habe so die Freude am Leben verloren, das bißchen Freude am Leben —. Wenn ich denke, daß Herbert mal mit einem Gesicht herumginge wie Duch — so mal über Nacht . . .“

„Du solltest Duch nicht allein besuchen, Mutterchen, ehe sie sich nicht mehr erholt hat —.“

„Die erholt sich nicht mehr — die Armstel! Mein Gott, und was hat sie denn so schwer gesündigt, daß sie so fortgewischt werden mußte — so rein fortgewischt ist sie doch — es steht doch ein ganz anderer Mensch an ihrem Platz!“

„Und doch ein besserer, Mutterchen — ich kann mir nicht helfen, das war doch eines Opfers wert.“

„Ein besserer? Kann ein Mensch besser werden, dem die Freude genommen ist? Dem das Herz 'rausgerissen ist? Der selber nicht mehr weiß, was er früher war? Das hängt auch am Orgel-Anger — und Gott weiß, was alles noch!“

„Du hast einen grauen Tag, Mutterchen — komm', zieh' dich an, wir fahren noch ein Stück über Land und du bleibst den Abend bei mir — — Herbert wird zeitig in den Klub gehen, sie haben eine wichtige Sitzung über einige Renaufnahmen — — Gutsbesitzer, die . . .“

„ . . . die Haus und Hof da verspielen wollen! Wird auch nicht so schlimm sein! Aber Vater hatte doch recht — es hat keine acht Tage gedauert, da haben sie angefangen zu spielen — es hat mich sehr gewurmt, daß Vater recht behalten hat, mehr als das Spielen selbst, das heut nicht mal mehr geheim gehalten wird! Herbert spielt nicht — er hat es mir in die Hand geschworen, und da weiß ich, daß er's hält! Daß dir nichts weismachen, Kind!“

„Nein, nein, Mutterchen, ich laß mir nichts weismachen, von niemand — von niemand! Kommst du mit?“

„Ja, am Ende tut's mir wirklich gut. Ich sitze hier so viel allein — als deine Mutter noch lebte, da war das alles anders . . . Kommt Wulffen heut Abend?“

„Ich kann es nicht sagen, aber schon möglich, er war die ganze Woche noch nicht da.“

„Wenn Wulffen nicht wäre — er ist dir ein treuer Freund . . .“

„Ja, das ist er!“

„Dabei leuchten dir ordentlich die Augen — Dina, das ist nun auch nicht nötig . . .“

Dina wurde rot: „Mutterchen . . .“

„Nu ja, wir lachen dazu. Aber ob Herbert das so gern mit ansieht?! Ich denke, die beiden sind auch nicht mehr wie früher.“

„Ach Gott — sie gehen zu sehr auseinander, in allem!“

„Wulffen ist auch ungerecht gegen Herbert.“

„Ungerecht? Wulffen?! Nein, Mutterchen . . .“

Dina nahm noch die Kinder zur Ausfahrt mit, um die Großmutter aufzuheitern. Und während nun die Doktorin mit den Kleinen schwatzte und lachte, dachte Dina: Die armen Alten! Was würde noch alles über sie kommen, bis sie für immer ausruhen durften?!

Es war schon spät, die Gäste mußten sich jeden Augenblick einfänden. Dina ging in voller Toilette zum letzten Mal prüfend durch die verschneiten, eisglitzernden Räume, und immer noch hörte man den Haushekn unten in seinem Arbeitszimmer fiedeln. Das ging schon wohl eine Stunde lang: abgerissene Passagen, Räufe, Triller und zwischenein einen flotten Wiener Walzer.

Es hörte sich an, als risse mitten im Spiel eine Saite oder als fiele dem Geiger das Instrument aus den Händen. Vor jeder der unendlich vielen Pausen knallte irgendetwas durch die Luft. Bisher hatte Dina keine Zeit gehabt, darauf zu achten, aber jetzt fiel ihr die Verfahrenheit, das ewige Absetzen doch auf.

War Herbert denn überhaupt schon im Frack?

Dina eilte hinunter. Die Tür war verriegelt, sie mußte erst klopfen.

„Herbert . . .!“

„Was denn?“

„Riebst du dich nicht an — die Leute werden gleich hier sein.“

„Ja, ja!“

„So mach' doch auf.“

„Wozu denn, ich sitze in voller Arbeit.“

„Beim Geigen . . .“

„Ach, Unsinn, Kind — ich arbeite und mach' nur mal zur Erholung etwas Geräusch . . .“

„Bitte, Herbert, öffne — weshalb muß ich denn antischambrieren — so mach' doch auf!“

Dina stampfte leicht mit dem weißen Atlaschuh auf. Der Kiegel schob sich langsam zurüd.

„Was soll denn das bedeuten, Herbert? Mach' dich fertig — deinetwegen sind doch die Feste.“

„Meinetwegen?“

Herbert lachte auf.

„Ja, wie siehst du denn aus, Herbert? — Ganz dunkelblaue Ringe unter den Augen — so ganz merkwürdig! Ist dir nicht wohl?“

„Nicht zum besten!“

„Und wie siehst das hier aus? Aber Herbert . . .“

„Na staune dich nur ordentlich aus, dann wirst du deine Gäste beruhigter empfangen können. Da, es klingelt schon — einige Polarmenschen stapfen herauf — eile dich!“



In Herberts Zimmer sah es etwas sonderbar aus. In dem Schreibtisch standen alle Schiebläden offen, deren ganzer Inhalt auf dem Tisch durcheinandergeworfen lag. Die Tür zum Geldschrank schloß auch nicht ganz. Dina guckte hinein und sah darin alles unordentlich aufgestapelt liegen, als wären die Bücher und Akten nur eben hastig in ein Versteck geschoben. Sie ging zum Schreibtisch zurück und nahm eine Hand voll der losen Papiere auf.

„Sind das alles unbezahlte Rechnungen?“

Ihr schwindelte vor den großen Zahlen, die ihr Auge nur flüchtig gestreift.

„Ja, ja, ja! Sind aber auch 'n halb Duzend bezahlte dabei.“

„Wie kannst du nur jetzt dazu lachen? Ich bin überzeugt, du hast nicht darüber gelacht, als du hier allein warst! Herbert — was soll das alles? Das nimmst du gerade vor, wenn wir das Haus voll fremder Leute haben sollen?“

„Ich schließe nachher ab — laß nur alles unberührt und mach' nicht so'n Gesicht wie die Choleragöttin Kala-Bhairab in Neapel!“

„Aber, Herbert . . .!“

Herbert umfakte seine Frau und schob sie zur Tür hin, sie auf seine zärtliche Manier küssend und lieblosend.

„Sei veranlagt und kümmere dich nicht um Geschäfte — wie oft soll ich dir das noch wiederholen, Kindchen! Man muß doch mal Revision halten — und gründlich! So einfach ist die Geschichte natürlich nicht — bis April gibt's da noch manche schlaflose Nacht, das brauche ich dir ja nicht weiter zu verhehlen. Wer meine Ziele hat, muß mit großen Posten rechnen — Millionen fabriziert man nicht bei Schlummerpunsch!“

„Herbert — wenn du mir nur ein einziges Mal die Wahrheit sagen wolltest — die ganze, volle, rückhaltlose Wahrheit über unsere Verhältnisse — man lebt so in den Tag hinein, man weiß nicht, steht dahinter . . .“

„Was du wohl mit der Wissenschaft anfangen wolltest, Dina! Mach' mir die Freude — wenn du mich lieb hast — lebe in den Tag hinein, so froh und sorglos wie ein Kind, und laß mir die Sorgen, ohne die ein reiches Mannesleben nun mal nicht sein kann! Geh, sei fidel! Ich komme sofort nach. Noch 'n Kuß! Du wenn du nicht lachst, nenne ich dich nicht mehr anders als Kala-Bhairab!“

Und Dina tat ihrem Manne den Gefallen und lachte und küßte ihn.

Es war keine rechte Stimmung von Anfang an, und sie wollte auch nicht kommen. Die ganz Jungen, die als Eskimos, Eisläufer und Nordlandsfahrer Quadridrillen tanzten und Eisportschere trieben, unterhielten sich untereinander wohl vorzüglich, aber man sah und hörte ihnen nur mit halben Augen und Ohren zu. Man schien nach anderen Dingen auszufrähen und herumzuhorchen. Man stand viel zu Zweien und tuschelte sich in die Ohren. Nur vor dem glänzenden Büfett trat der allgemeine Frohsinn lebhafter zutage. Als das vorüber war, wurde man wieder lahm, trotzdem der beste französische Champagner unaufhörlich floss. Man hatte doch eine allgemeine Nüchternheit noch nie bei Ehrens erlebt, und es schien sogar, als ob keiner der beiden Gastgeber im geringsten bemüht sei, die herrschende Ode zu verschleichen.

Herbert geigte zwar auch einmal, aber in einem Tempo, daß seine sehr taktfeste Begleitung kaum mitkonnte, und er schließlich in wahrer oder nur gespielt-komischer Wut stürmisch die Saiten herunterfuhr, abbrach, und die Geige in den nächsten Sessel warf.

Als Dina auf vieles Bitten, ein Lied zu singen, immer und immer wieder betonte, sie habe einen höchst unangenehmen Stichel im Hals, es sei ihr unmöglich, ging Dr. Wulffen zu ihr und reichte ihr den Arm, um mit ihr zu promenieren.

„Warum singen Sie nicht, Frau Dina?“ fragte er leise.

„Ich kann nicht — ich kann es heut nicht. Mir schnürt sich die Kehle zusammen — ich wünschte nur, all diese Menschen wären erst wieder fort, ich kann sie kaum noch ertragen.“

„Ja, was ist denn passiert?“

„Nichts eigentlich! Ich glaube nur endlich ganz klar in unsere finanziellen Verhältnisse hineingesehen zu haben, und — mir schaudert die Haut, wenn ich denke, wie lächerlich wir uns mit dieser Art von Festen machen, oder eines Tages machen werden, wenn unsere Gauschronik skandalisiert werden wird! Es kommt dahin, glauben Sie mir lieber Doktor, es kommt dahin, es muß bald so weit sein!“

„Hat Herbert sich zu Ihnen geäußert?“

„Ich soll nichts wissen! Soll durchaus nichts davon verstehen! Aber ich verstehe doch trotz allem, was ein verfrachtetes Haus bedeutet! Mein Schwiegervater empfindet alles so echt und richtig — er bleibt weg — ich fange jetzt an, ihn zu begreifen — endlich!“

„Es sind wirklich nur die Finanzen, die Ihnen das Herz schwer machen und an Herbert zweifeln lassen?“

Wulffen sah Dina ernst fragend ins Gesicht, als versuche er in ihrem Allerinnersten zu lesen. Dina ertrug den Blick unter leisem Erröten und sagte mit klarer Stimme: „Nur die Finanzen! Denn sie betreffen nicht mich allein, sie betreffen auch meine Kinder! — Sonst, Knut, wenn es etwas anders wäre, das nur mich ganz allein beträfe und anginge — das sollte nie jemand von mir erfahren oder mir vom Gesicht ablesen können.“

Knut Wulffen begriff, daß Dina ihre Seele vor ihm nicht verstecken mochte, und er verstand sie: die Frau, für die er gern sein Herzblut hingegeben hätte, hatte ihre schönste Frauenillusion, den Glauben an die Treue des abgöttisch geliebten Mannes, in stummem Leid begraben.

Nach einer Pause sagte er: „Wenn es Sie beruhigen kann, will ich Ihnen verraten, daß Herbert im Herbst allerdings vor enormen Schwierigkeiten gestanden haben soll, aber zum höchsten Staunen aller Beteiligten eben so enorme Abzahlungen geleistet hat.“

„Im Herbst?“

„Sawohl. Papa Lauter wird doch wohl auch sein Bestes mitgetan haben.“

„Papa? Ich bitte Sie! Meinem fast geistesabwesenden Vater hätte, während Lucy auf den Tod lag, jemand mit Geldangelegenheiten kommen sollen . . .“

„Wenn sich das „Wie“ auch unserer Berechnung entzieht — das sind Geschäftskrisen. Die Tatsache bleibt bestehen: Herbert hat gezahlt, viel gezahlt! Ich weiß es aus bester Quelle, sonst würde ich Ihnen nicht davon gesprochen haben.“

„Wenn die Forderungen aber, nach enormen Abzahlungen, in wenigen Monaten wieder zu hohen Stößen anwachsen, wo ist da ein Ende abzusehen?“

„Ja — wohl nur, wenn der Orgel-Anger mal fertig steht — der verschlingt was.“

„Der verschlingt alles — alles! Als ich mich über den Plan gefreut habe, wußte ich wirklich nicht, was ich tat . . .!“

„Und doch wird wohl auch heute noch niemand sagen können, ob ein Weiser oder ein Narr an ihm baut. So etwas läßt sich für den Normalmenschen erst nach dem offensiegenden Erfolg oder dem offensbaren Krach verstehen. Und soviel ich in Ihrem Interesse herumhorche — wirklich nur in Ihrem Interesse, Frau Dina — höre ich nur immer, daß in diesem Orgel-Anger-Problem auch die Kenner und Fachleute nicht klar sehen. Nur darin sind sie alle einig, ein Mittel ding gibt es da nicht! Wollen wir darum nicht lieber an Herberts guten Stern glauben?“

„Ich möchte ja schon glauben, nur sehen Sie — es kommt mir so vor, als wären die Leute heute alle zum Begräbnis gekommen und tagierten das ganze Haus darauf ab, was wohl die „Auktion“ einbringen könnte! Da — jetzt hebt gar Professor Udem die Statuette vom Sockel, sie auf ihr Gebrechen zu untersuchen. Vorhin hat Herr Kollege Bur Wohlen mit Trümpe unter das



Exzaminer zu Protokoll genommen, ich sah, wie sie die Stempel im Silber prüften und das Reiskner Service stückweise beklopften, ob es etwa Sprünge hätte."

"Das ist ja etwas eigentümlich von den Herren, aber wie können Sie nur dabei auf solche Gedanken kommen? Altertumsjäger sind indiskrete Menschen, und Sie wissen doch, Wehlen sammelt Porzellan."

Dina lachte: "Ich will mir also für eine Weile keine Gedanken machen, sonst finden Sie auch noch, daß ich wie die holde Kala-Bhairab aussehe."

"Wer ist denn das?"

"Die Choleragöttin in Ratmundu in Neapel."

"So weit reicht meine Medizin leider nicht."

(Fortsetzung folgt.)

## Meine Erlebnisse in der Champagne

(Zens. M.)

Es war eine neblige Herbstnacht, als uns die Bahn in Gestalt eines Wagenparks der Champagne zuführte. Nur langsam bewegten sich die starkbesetzten Güterwagen durch die stille Nacht. Die Türen der Wagen klirrten und innen vernahm man das Schnarchen schlafender Kameraden. Endlich ein schriller Pfiff der Lokomotive; der Zug hielt an. Wir stiegen in einem schlechtbeleuchteten Bahnhof aus. Wir waren in N. angelangt, einem Städtchen der Champagne, und gingen die Bahnhofstraße entlang. Hier hielt ein langer Autopark, auf seine Fahrgäste wartend. Am Ende der Fahrzeuge angelangt, wurde der Befehl laut, "Einsteigen!" Mit welchen Gefühlen kamen wir ihm nach! Still und mit ernststen Mienen bestiegen wir nacheinander auf Leitern die starken Lastautos. "Dreißig Mann gehen in den Wagen!" sagte der Chauffeur. Aber das war unmöglich. Als wir 16 Leute unseres Telephontrupps Platz genommen hatten, war das Auto besetzt. Der gepackte Tornister mit den langen Stangen auf der Seite und die Karabiner nahmen fast so viel Platz ein wie ein Mann. Ein vorübergehender Offizier rief: "Alles fertig!" Das ganze Bataillon war verladen und im nächsten Augenblick setzten sich die vollbesetzten Autos langsam in Bewegung. Es war ein unendlich langer Zug. Die grellen Lampen warfen ihren Lichtstrahl auf die schnurgerade Landstraße. Wir sahen dicht beieinander, uns gegenseitig haltend, Hupend bergauf, bergab bewegte sich der lange Fadelzug. So kamen wir nach mehrstündiger Fahrt in ein noch gut erhaltenes Dorf. Der lange Zug hielt an. Wir stiegen aus und sammelten uns, während die großen Autos nacheinander wieder in schnellem Tempo zurückfuhren. Wir aber bezogen zu unserer großen Freude Quartier und waren froh, daß sich kein Marsch mehr anschloß. Nun hieß es: "Quartiermachen!" Es war tiefe Nacht. Aber es ging doch schneller als wir gedacht. Da die Tür des Hauses verschlossen war, stiegen ein Kamerad und ich durch das Fenster, und schon hatten wir zwei Zimmer. Man sah wohl, daß schon vorher Truppen hier vorübergehend Unterkunft gefunden hatten. Jeder suchte sich ein Plätzchen und legte sich, in Mantel und Zeltbahn gehüllt, auf das mehr oder weniger verlaute Strohdach, den harten Tornister als Kopfkissen benutzend, auf die Erde. Aber ich sollte mich nicht lange der Ruhe erfreuen. Der Befehl kam, beim Bataillon eine Telephonleitung zu legen. Gleich ging's an die gewohnte Arbeit, und in kurzer Zeit hatten wir die telephonische Verbindung von unserem Bataillon mit der Ortszentrale und somit auch mit dem Regiment und den anderen Bataillonen hergestellt, die gleichfalls in N. lagen. Bald darauf konnte man uns schlafend im Quartier finden. Kein Hahnruf konnte uns wecken!

Als die Mittagssonne schon am Himmel stand und der Schlaf auf seine Rechnung gekommen war, verließen wir das Lager und schauten uns um, wo wir eigentlich waren. Es war noch viel Zivilbevölkerung da, ein Zeichen, daß die Front noch weit entfernt war. Die Straßen waren belebt von Truppen aller Waffengattungen und Gefangenen, meist aus den französischen Kolonien. Da zogen in langen Zügen ganz neu ausgerüstete Krieger, aus der Heimat kommend, durch. Dort machten sich durch starkes Rumpeln die Munitionskolonnen bemerkbar und Bagagewagen kreuzten, so daß in den engen Straßen der Verkehr nicht selten stockte. — Wir hatten schöne Stunden in dem kleinen Städtchen, schon durch

die Konzerte der Militärlapellen. Fast hätte man vergessen, daß man im Krieg war, so hatte die Kapelle es verstanden, ihre Zuhörer zu fesseln. — Noch zwei Tagen hieß es schon wieder aufbrechen, schnell die Leitung abbauen und fort. Der Marsch war nicht sehr groß, aber mühselig genug, denn Schlamm und Moräste füllten den größten Teil der Wege. Noch mehr als die Mannschaften hatten die schweren, mit Lebensmitteln beladenen Feldküchen unter den schlechten Wegen zu leiden. Endlich hatten wir unter den schwierigsten Verhältnissen unser nächstes Ziel erreicht. Noch waren wir in Reserve und machten in einem Wald Halt.

Es war Nacht, als wir dort ankamen und unser Quartier bei Rutter Grün aufsuchten. Wir nahmen von der Feldküche noch etwas warmen Kaffee mit Weizen entgegen, und jeder versuchte, sich auf irgend einem geschützten Plätzchen niederzuliegen, entweder auf dürres Holz oder Fichtennadeln. Es war kalt, der Boden feucht und von oben bedeckte dichter Nebel die müden Krieger. Auch ich versuchte zu schlafen, doch vergebens, ich zitterte vor Kälte. Ich suchte ein Nachtfeuer auf und wärmte mich. Als der Tag graute, waren wir alle froh, denn bei dieser Bitterung war das Nachlaufen sehr unangenehm. Endlich kam die Sonne am Horizont hoch und taute uns allmählich auf. Für die zweite Nacht sorgten wir uns besser, indem wir uns ein aus Zweigen und Moos bestehendes Häuschen bauten. Es sollte überall luftdicht abschließen und deshalb nahm die Errichtung fast den ganzen Tag in Anspruch. Am Abend begaben wir uns zu dreien in unsere Waldvilla. Sie war innen mit Fichtennadeln gepolstert und sah ganz nett aus. In der Mitte hing die Telephonlampe und erleuchtete den kleinen Raum. Leider waren Ruhe und Schlaf sehr kurz. Um 10 Uhr abends kam der Befehl: "Fertigmachen und abrücken!" Wir mußten gute Miene zum bösen Spiel machen und unser Heim wieder abreißen, denn das Dach bestand aus unseren Zeltbahnen. Also ging es fort. Still fügte sich jeder den Weisungen.

Da erfuhren wir, daß wir sofort in die vorderste Front kommen sollten. Wir hatten gedacht, noch einige Zeit in Reserve zu bleiben. Unterwegs begrüßten uns schon die ersten französischen Schrapnells. Der Feind hatte die Hauptverkehrsstraße unter Feuer genommen, die nachts stark befahren wurde. Wir mieden diese Straße und bekamen doch einige Verwundete von Granatsplittern. Nun ging's übers freie Feld. Hier und da piffen feindliche Gewehrflügel über unsere Köpfe, und es gab manches "Salt!" und "Hinlegen!" Endlich, nach vielem Umherirren fanden die Kompagnien ihrenstellungsabschnitt, und wir Telephonisten verteilten uns auf einige notdürftige Schlupfwinkel. Die erste Nacht verlief ziemlich ruhig. Wir hatten noch nicht recht ausge-schlafen, als uns ein leichtes Artilleriefeuer weckte. Unsere Unterstände lagen am Abhang eines Berges und vor uns ein Tal mit großem freiem Feld, wo die Flachbahngeschosse einschlugen, und zwar immer zahlreicher einschlugen.

Aber wie lagen da die Ausbläser umher! Mancher Granatmantel wurde in den Unterstand geschleppt, wo ihm der begehrte Kupfermantel abgeschlagen wurde, um in die Heimat zu wandern. Es erschreckte uns aber auch manch großer Blindgänger, der, seinen Zweck verfehlt, am Boden lag und vorsichtig umgangen wurde. Einer war dicht an unseren Unterstand gekommen und hatte die Seitenwand halb eingedrückt. Die letzten von uns wagten sich an den etwa 200 Meter vor uns stehenden Brunnen, um das nötige Maß für den Durst zu holen. Raum hatten dies die feindlichen Fesselballons gemerkt, als die Schrapnells und Granaten die Wasserholer vertrieben. Leider mußte mancher Kamerad diesen Gang mit seinem Leben bezahlen. Geschosse leuchten und schwersten Kalibers wurden uns herübergeschandt und ließen dicke Rauchwolken zurück. Noch war das Schlimmste nicht vorüber.

Nun begann die Arbeit für uns Telephonisten, die in dieser Stellung äußerst schwierig war. Einige Kameraden legten früh morgens eine Telephonleitung vom Regiment zum Bataillon. Ein Kamerad und ich besetzten eine Zwischenstation, die sich in einem schlechten Graben befand, gleichzeitig mit einem Beobachtungsposten der Maschinengewehrabteilung. Die Telephonapparate standen in einem Kesselfloch des Grabens. Wir selbst ruhten auf den Knien in dem Graben oder lagen auf dem Leib und bedienten die Apparate, denn der feindliche Fesselballon konnte von der Planke aus in den Graben sehen. In demselben aufrecht umguckten oder



sonstige Bewegungen zu machen, hätten genügt, um den einige hundert Meter gegenüber liegenden Feind auf die genaue Lage der Stellung aufmerksam zu machen. Schon im nächsten Augenblick hätte er eine Anzahl Kanonen nach uns gerichtet, und alles in Grund und Boden geschossen. Aber wir waren vorsichtig und erfahren genug, dem vorzubeugen. Sehr bald war unsere telephonische Verbindung gestört, denn die Leitung war durch das immer heftiger werdende Artilleriefeuer zerstört. Mein Kamerad blieb bei den Apparaten, ich lief den Graben entlang, um die Stelle zu suchen, wo das Armeelabel zerstört war. Schnell war er gefliht, trotz heftigen Granatfeuers, und ich fauste wieder zurück in dem zerstörten Laufgraben, oft über Leichen gefallener Kameraden stürzend. Die Verbindung zwischen Bataillon und Regiment war also wieder hergestellt. Die Offiziere hatten schon darauf gewartet. Kaum hatte sich aber der Regiments- und Bataillonsadjutant einen Fernspruch gegeben, als das Kabel schon wieder durchgeschossen war. Ich machte große Augen, als ich zurückkam und merkte, daß meine Arbeit umsonst gewesen. Das Feuer wurde immer stärker und die Geschosse zischten immer zahlreicher. Ein Reparieren war also nicht mehr möglich.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Das Kriegsspekulationsfieber in New York. Als zu Beginn des Weltkrieges die Unternehmungen von Handel und Börse in ganz Europa stockten, als die düstere Welle des Krieges, von dessen Gestaltung, Wirkung und Begleiterscheinung niemand sich auch nur annähernd ein Bild zu machen vermochte und das Getriebe der Geschäftswelt jäh stillstehen ließ, pflanzte dieser Druck sich mit ungeheurer Schnelligkeit, von Europa ausgehend, durch die ganze Welt fort. Und auch in den Vereinigten Staaten, deren Teilnahme an dem Kriege von vornherein ausgeschlossen schien, machte der allgemein herrschende Druck sich in solchem Maße geltend, daß selbst die vertegenständlichen und abenteuerlustigsten amerikanischen Unternehmer sich stille verhielten. Was kein echter Amerikaner jemals für möglich gehalten hätte, ward Wirklichkeit: die New Yorker Börse wurde geschlossen. Und Wallstreet, die berühmte Straße der Banken, Geschäftshäuser und Agenturen, versank in idyllische Stille. Doch in dem Maße, in dem die Entwicklung des Krieges die Stellungnahme und Richtung der amerikanischen Geldgenerale festere Form gewinnen ließ, lebte der amerikanische Großhandel und mit ihm die rücksichtslose Spekulation wieder auf. Die Börse wurde wieder geöffnet, und bereits am Ende des ersten Kriegsjahres hatte das New Yorker Handels- und Finanzleben seinen früheren Höhegrad wieder erreicht. Doch es blieb nicht dabei. Die „Möglichkeiten“ und „Gelegenheiten“ des Krieges, die enormen Kriegsgewinne der großen Lieferanten der Alliierten und die rapide Wandelbarkeit der Kurse steigerten die Intensität immer mehr, so daß das zweite Kriegsjahr die Unternehmer jenseits des Ozeans — vom ersten Trübsinn bis zum letzten bescheidensten Sparbüchsenpekulant — in einem wahren Wahnsinnssturm zeigt. Die Kriegsspekulationswut erreichte in Wallstreet Ende Oktober einen geradezu grotesken Höhepunkt und wird in der „New York Sun“ anschaulich geschildert: „Wer am letzten Sonntag des Oktober vom Broadway in die Wallstreet einbog, wurde durch einen noch niemals gesehenen Anblick in Staunen versetzt. Die große „Geldstraße“ New Yorks war von einem Treiben und einer Geschäftigkeit erfüllt, die, aller Sonntagsruhe spottend, selbst die bewegtesten Tage aus Wallstreets Vergangenheit in den Schatten stellten. Sämtliche Gebäude zu beiden Seiten der Straße, die Bureaus, Agenturen, Versammlungssäle, Beratungs-, Kaufs- und Verkaufsstäle waren in volstem Betrieb. Nirgends waren Rolläden herabgelassen, alle Türen waren offen, alle Fenster bis in die späten Abendstunden hell erleuchtet. In den zahllosen Zellen der Wolkenkratzer arbeiteten die Armeen von Angestellten mit fieberhafter Eile, um die Geschäftsangelegenheiten, die sich in den letzten Wochen des Spekulationsfiebers immer mehr gehäuft haben, einigermaßen in Ordnung zu bringen. Es war ein Sonntag in Wallstreet, wie ihn die ältesten und gewiegtesten Kaufleute der Vereinigten Staaten noch nicht

gesehen haben. Der Verkehr der verschiedenartigsten Wertpapiere übertrifft in den letzten Wochen tatsächlich alles bisher Dagewesene. Umsonst hätten die Angestellten aller Unternehmungen Abend für Abend Überstunden gemacht. Da der Kauf und Verkauf der kleinen Spekulationspapiere, der Shares, an einem Tage 1 oder gar 1½ Millionen Papiere erreichte, konnte die Arbeit nicht bewältigt werden. In diesen Bureaus wurde bis 3 und 4 Uhr morgens gearbeitet. Und selbst dann wurde noch nicht die genügende Arbeitsmenge erledigt. Die Agenturen werden von der Spekulationswutigen Menge geradezu überschwemmt. Ebenso haben die Bankhäuser den wildesten Anstürmen standzuhalten. Manche Banken mußten 2100 Schecks an einem Tage ausstellen. Schon das Unterschreiben allein wird da zu einer Riesearbeit. Die Botenjungen bilden ununterbrochene Linien von einer Tür zur andern. Die Gebäude der großen Spekulationsagenten gleichen wahnsinnigen Bienenstöcken. Kurse und Neuigkeiten werden durch wildes Armschwenken aus den Fenstern mitgeteilt. Es ist, als ob der Kriegsmarkt alle Kaufleute wahnsinnig gemacht hätte. Jedermann will sich an dem Kriegsgeschäft beteiligen, jeder will wenigstens einen kleinen „Kriegsgewinn“ erreichen. Dabei ist es klar, daß zahllose, von dem allgemeinen Fieber gepackte und irreführte kleine Existenzen, die dieser Bewegung nicht gewachsen sind, zugrunde gehen müssen. Mehr als je gilt jetzt hier der Satz, daß augenblicklich erworbener Wohlstand oft trügerisch und nur kurze Zeit währt und schließlich den ebenso schnellen Verlust jahrelanger mühseliger Einsparnisse herbeiführen kann. Aber das Fieber ist so allgemein und schrankenlos geworden, daß selbst alte erfahrene Leute die Bestimmung verloren haben. Ganz sinnlos werden die unsichersten Papiere verlangt — Kriegspapiere, Papiere, die nur zum Teil am Krieg interessiert sind, Papiere, die vielleicht am Krieg beteiligt werden können, Papiere, die selbst durch die kühnste menschliche Phantasie und Zauberei keine Kriegsgewinne geben können. Aber man kauft und kauft immerfort. Ja, es gibt sogar Leute, die ihr Geld hinlegen und einfach „irgendwelche Papiere“ dafür verlangen. Wer über moderne Kriegssache schreiben oder arbeitsen will, darf vor allem die heutige Wallstreet nicht vergessen.“

Der Pariser Droschkenschaffeur. Zu den meistumstrittenen, begehrtesten und unnahbarsten Persönlichkeiten im Pariser Straßenleben gehört jetzt der Droschkenschaffeur. Der Mangel an Verkehrsmitteln, der in Paris viel stärker und merkbarer zur Geltung kommt als in den Hauptstädten der anderen kriegsführenden Staaten, hat den Chauffeur der Taxameterdroschken zu einer Erscheinung von besonderer Bedeutung erhoben. Kein Wunder, daß die Pariser Kraftwagenführer stolz geworden sind und die Rolle des Vielumworbenen nach Kräften ausnützen, um ihrerseits einen kleinen Kriegsgewinn zu erzielen. Die Pariser Blätter sind gezwungen, den Klagen aus dem Publikum über die ungelöste Chauffeurfrage immer mehr Raum zu geben. Und so ist dieses Problem bereits zu einer Bedeutung gelangt, die immer dringlicher — und doch bisher stets erfolglos — nach einer Klärung der Lage verlangt. Die Chauffeure sind die wahren Herren der Straße geworden. Sie legen die höchste Verachtung für alle jene an den Tag, die es wagen wollen, zu verlangen, daß der Taxameter in Ordnung sei und der städtische Tarif nicht überschritten werde. Dabei führen sie, weitgehend behauptet dies der „Gaulois“, ein vortreffliches Leben, da ihre Tagesprocente gegenwärtig nicht unter 15 Franken durchschnittlich sinken. Trotzdem sind sie aber unerschöpflich im Erfinden neuer Einrichtungen, die dem Publikum das Geld aus der Tasche ziehen. So halten sie sich von den Theatern und öffentlichen Lokalen fern, um die Freude des müden Wanderers, nach langem Suchen nun doch noch in einer Nebenstraße ein Auto erobern zu haben, in klingende Münze umzusetzen. Sie stellen die Taxameter ab und behaupten, daß sie verdorben seien. Sie weigern sich, zu fahren, indem sie sich auf den Benzinmangel berufen, und erklären sich erst bereit, wenn der Fahrgast den Preis verdoppelt hat. Nun endlich hat der Pariser Polizeipräsident dem Drängen des Publikums nachgegeben und eine Versammlung der Besitzer aller Pariser Kraftwagenunternehmungen einberufen, um Abhilfe zu schaffen. So wird auch der Stern der Pariser Chauffeure verblasen, die — wie die Presse bemerkt — die einzigen Leute in Frankreich waren, die noch nicht unter dem Krieg zu leiden hatten.